

Dear dirty Dublin – *revisited*



Nachdem ich bereits 2006 (wie in *ij4.06* ausführlich berichtet) meinen Urlaub in Dublin verbracht hatte, war ich nicht wirklich sicher, was ich von der Stadt halten sollte. Irgendwie fand ich sie ja total schrecklich – und trotzdem verschlug es mich nun doch wieder dorthin, zu einem fünfwöchigen Praktikum bei den Dublin City Public Libraries. Höchste Zeit herauszufinden, ob ich die Stadt nun lieben oder hassen sollte ...

Den Praktikumsplatz zu bekommen, war nicht schwer. Ich fragte bei den Dubliner Stadtbibliotheken in einer kurzen Mail an,

ob es generell möglich sei, im Rahmen meiner Bibliotheksausbildung während der Sommerferien ein Praktikum zu absolvieren. Die Antwort kam schnell: Ja, das sei möglich, ein einfacher Lebenslauf reiche aus, und ich könne mir aussuchen, von wann bis wann das Praktikum dauern soll. Super, es war also nur noch das Wohnungsproblem zu lösen. Über www.gumtree.ie fand ich verschiedene Angebote, einige davon recht dubios. Und fast wäre ich dabei auch auf eine „Dame“ hereingefallen, die mir einen Mietvertrag zusandte, der mich etwas stutzig machte. Nicht nur, dass besagte Vermieterin, die angeblich in Italien ansässig war, mir den Wohnungsschlüssel persönlich am Dubliner Flughafen übergeben wollte,

ich sollte dazu noch neben der Miete eine horrend Kautionssumme via Western Union auf ein italienisches Bankkonto überweisen. Die nachfolgende Recherche ergab, dass sowohl die Wohnungsanzeige als auch der Vertrag aus anderen Internetquellen herauskopiert worden war, es also gar kein solches Wohnobjekt in Dublin gab ... Letztendlich fand ich ein Zimmer im Haus eines älteren Herrn, der bereits eine Japanerin und einen Bayern bei sich aufgenommen hatte. Das hörte sich ja schon mal nicht schlecht an. Im Anschluss an eine einwöchige Studienfahrt nach Krakau machte ich mich eines Abends dann auf die Reise in die irische Hauptstadt, die aber schon gleich mit Hindernissen begann. Das Flugzeug hatte drei Stunden Verspätung, und

als ich in Dublin ankam, war es dort Ortszeit bereits halb drei Uhr nachts, was mich zu dem Entschluss kommen ließ, doch lieber mit dem Taxi zu dem Hostel zu fahren, in dem ich die erste Nacht verbringen wollte. Trotz dieser etwas unglücklichen Umstände gleich zu Beginn, wurde ich jedoch positiv überrascht, denn sowohl die Leute am Flughafen als auch der Taxifahrer und der Hostelmitarbeiter waren überaus freundlich und hilfsbereit. Dabei hatte ich eigentlich mit dem genauen Gegenteil gerechnet, zumindest im Hinblick auf meine letzten, eher negativen Erfahrungen mit Dublin in dieser Hinsicht.

Am darauffolgenden Vormittag traf ich meinen Vermieter, der mich zu meinem vorübergehenden Zuhause im Stadtteil Drumcondra brachte, mir auf dem Weg dorthin gleich ein paar gefährliche Straßen zeigte, von denen ich mich bloß fernhalten sollte, und erzählte, dass die Ausländer „die ganze Kriminalität“ nach Irland gebracht hätten: „Früher hat es so etwas ja nicht gegeben.“ Wie beruhigend. Ob ich als Ausländerin wohl auch vor mir selbst Angst haben musste? Aber wie er mich später noch wissen ließ, sei das bei mir etwas völlig anderes, ich sei ja nur kurz in Irland und außerdem aus Deutschland ... Wie auch immer, das Haus jedenfalls machte einen ziemlich chaotischen Eindruck, war eng und nicht gerade sauber. Doch ich freute mich darüber, ein eigenes Zimmer zu haben.

Gleich am nächsten Morgen lernte ich meinen bayerischen Mitbewohner kennen, der zu-

fällig auch bei dem gleichen Büchereiverband ein Praktikum machte, allerdings in einer anderen Zweigstelle. Nach dem Gespräch mit ihm fühlte ich mich jedoch nicht gerade besser, denn er meinte, dass die Iren ja alle etwas gegen Ausländer hätten. Auch wenn sie nett zu einem seien, in Wirklichkeit würden sie einen nicht mögen. Man müsse als Nicht-Ire immer aufpassen, vor allem auf der Straße und ganz besonders bei Kindern und Jugendlichen. Und wenn jemand mein Englisch loben würde, dann sei das gelogen und in Wirklichkeit fänden sie es „horrible“. Ich dachte mir meinen Teil dazu, hatte ich doch selbst bisher eigentlich nur gute Erfahrungen gemacht. Ich wollte mir lieber meine eigene Meinung bilden. Trotzdem hätte ich an meinem zweiten Tag in der Stadt lieber erst einmal etwas Positiveres gehört. Gegen Abend traute ich mich dann doch noch auf die Straßen Drumcondras und spazierte in Richtung Meer. Mir gefiel eigentlich alles sehr gut, auch wenn ich auf dem Rückweg in Ungedanken genau durch die Straßen ging, von denen mir abgeraten worden war. Kaum zu glauben, dass ich immer noch lebe!

Bald kam der erste Arbeitstag, und meine ganze vorherige Aufregung war unbegründet, denn meine neuen Kollegen nahmen mich sehr nett und herzlich auf. Auch die Arbeitszeiten kamen mir entgegen, begann ich doch jeden Tag ab 9 Uhr 30 mit der Frühschicht. Hinzu kamen zwei Stunden Pause täglich ... – überanstrengen würde ich mich wohl nicht. Auch die Sprache war überraschenderweise kein großes Problem.

Aber, wie mein reizender Hausherr mir schon beigebracht hatte, sei ja das Englisch in Dublin das flüssigste, das in England hingegen das undeutlichste.

Trotzdem litt ich die folgenden Tage an einem kleinen Stimmungstief, da ich zunehmend das Gefühl bekam, bei einem Rassist zu wohnen, der nur darauf zu warten schien, dass ich nach „Hause“ kam, um mich stundenlang volllabern zu können. Ablenkung verschaffte mir die angenehme Arbeit ebenso wie die gute Cadbury-Schokolade, die so ziemlich das einzige war, was mich essensmäßig ansprach. Obwohl deren Verzehr natürlich genau wie das meiste andere „Kulinarische“ in Irland auf Dauer nicht gerade gesund ist.

Am ersten Wochenende besuchte ich den Dubliner Zoo, von dem mir einige Kollegen erzählt hatten, dass er sehr sehenswert sei. Gemeinsam mit gefühlten Millionen anderen Menschen schaute ich mir die Tiere an, die sich von der Hitze nicht abschrecken ließen, die Leute zu belustigen. Oft war ich mir dabei allerdings nicht so ganz sicher, wer denn nun die Tiere waren – die Kreaturen vor oder hinter den Glasscheiben. Vor allem im „South America House“ konnte man einige auffällige Verhaltensweisen beobachten. Dort waren überall Schilder angebracht, die darauf hinwiesen, dass man im Sinne der Tiere bitte ruhig sein soll, woran sich jedoch nicht alle so ganz hielten. Jedes Mal, wenn eines der Tierchen sich bewegte, kreischten sofort alle Leute – ganz besonders die Erwachsenen – laut und schrieten





Dinge wie: „Ooooooh, look! It is sooo cute, isn't it?“ Voller Furcht vor so vielen freilaufenden Exemplaren verließ ich den Zoo und schlendernd anschließend „mal eben“ durch den Phoenix Park. Auf dem Stadtplan mag vieles gar nicht so groß und weit erscheinen, doch ich brauchte mindestens anderthalb Stunden, um den Park zu durchqueren, und war hinterher doch ziemlich erschöpft.

Auch dem Küstenstädtchen Bray im Süden der Hauptstadt stattete ich an diesem hochsommerlichen Wochenende einen Besuch ab. Erst wollte ich faul sein und direkt von Drumcondra Station aus dorthin fahren. Als ich jedoch an den Gleisen stand, merkte ich, dass ich mir dummerweise keine Gedanken gemacht hatte, wann denn der nächste Zug fährt. Schließlich war ich von Hamburg in der Regel keine langen Wartezeiten gewohnt. Nun aber stand ich völlig alleine auf dem Bahnsteig und sah die Anzeigetafel: „Nächster Zug in 45 Minuten!“ Ich ärgerte mich bereits etwas, und als dann eine Lautsprecherstimme durchsagte „Attention please! Next train in 45 minutes!“ noch mehr, denn ich hatte den Eindruck, da wollte sich jemand über mich lustig machen. Doch plötzlich sagte dieselbe Stimme, dass ich, wenn ich doch lieber

von einer anderen Station aus fahren möchte, zum Schalter kommen und mein Geld zurückbekommen könne. Was für ein Service! Vor allem, wenn man die Deutsche Bahn gewohnt ist. So startete ich dann von Connolly Station aus, was wesentlich schneller ging. In Bray angekommen war ich dank eines Stadtfestes auch fast die einzige, die an diesem Tag Bray Head hinaufstiefelte, denn die meisten Menschen widmeten sich offensichtlich lieber den aufgestellten Fressbuden. Vielleicht war es ihnen aber auch einfach nur zu heiß für viel Bewegung. Ich jedenfalls holte mir einen heftigen Sonnenbrand.

An einem anderen Wochenende fuhr ich nach Howth, da ich die Halbinsel schon bei meinem letzten Besuch sehr toll gefunden hatte. Allerdings fiel mir erst dieses Mal auf, dass es dort nicht nur einen schönen Strand, sondern sogar auch Klippen gibt. Als ich schon um die halbe Landzunge bis zum Leuchtturm gewandert war, dachte ich mir, dass ich sie nun ja auch ganz umlaufen könnte, die Richtung war nun eh egal. So kam ich also nach nur vier Stunden leicht erschöpft wieder im Ort selbst an, wo ich bemerkte, dass ich meinen MP3-Player verloren hatte. Auch das noch! Aber den ganzen Weg zurückgehen und suchen? Nein, danke.

Dafür besuchte ich abends ein kleines Konzert einer Dubliner Band, die anscheinend weder ich noch sonst jemand kannte. Doch es sollte sich lohnen, denn dort wurde ich von einer Caroline angesprochen, die sich dachte, dass ich nicht aus Irland bin, denn kein Ire würde je allein auf ein Konzert gehen. Sie spendierte mir gleich ein Bier, stellte mich vielen Leuten vor und lud mich zu einem anderen Konzert drei Wochen später ein, das sie – wie dieses – ebenfalls organisieren würde. Ich war wieder einmal überrascht, wie nett alle Leute zu mir waren und wie schnell man jemanden kennenlernen konnte. Sowieso war bisher noch niemand auch nur ansatzweise unfreundlich zu mir gewesen, und ich entschied, dass ich die Berichte des bayerischen Mitbewohners komplett für unwahr erklären konnte.

Dann kam mich eines Wochenendes ziemlich spontan meine Schwester besuchen. Endlich hatte ich jemanden, mit dem ich einige Pubs testen konnte. In einem davon sah ich das erste Mal in meinem Leben wie eine Klofrau ungefähr dreißig verschiedene Deos und Haarsprays auf die Waschbecken gestellt hatte und zur Benutzung für die Kundschaft anbot. Einer meiner Kollegen erzählte mir später, dass das wohl ein neuer Trend sei, auch auf den Herrentoiletten würde man so etwas immer häufiger finden. Im weiteren Verlauf des Abends wurden wir dann von den Barkeepern angequatscht, die meinten, sie hätten uns sofort als Deutsche erkannt, denn Deutsche seien immer so ernst. Außerdem würden irische Frauen viel mehr Haut zeigen als wir. Wie gut, dass wir sowieso gerade gehen wollten ...

Auch mit meiner Schwester fuhr ich für einen Nachmittag nach Howth – nicht ahnend, dass es der „wetest August day in living memory“ werden würde. Und zu allem Überfluss hatten wir auch noch unseren Regenschirm vergessen! Die Gewitter- und Regenfront erreichte uns gerade, als wir am Anfang der Klippen waren, also erst ein kleines Stück entfernt von den letzten Häusern. Wir fanden auch tolle Möglichkeiten zum Unterstellen, zum Beispiel ein kleines Baugerüst, dessen Bohlen zum großen Teilen aus

Löchern und Ritzen bestanden. Irgendwann gaben wir auf, zogen unsere Schuhe aus und wuschelten durch den Regen und die stinkenden Wasser, die aus den überlaufenden Gullys traten, zur Bahn, in der wir angeglotzt wurden wie die letzten überlebenden Hippies. Wir jedenfalls hatten unsere Freude.

Und die hatte ich auch in der nächsten Woche, als ein Kollege mir erzählte, in seiner WG sei ein Zimmer frei, das eigentlich mehr als Abstellkammer genutzt werde, und wenn ich wollte, könnte ich dort einziehen. Das freute mich natürlich sehr, zumal ich gerade erst auf dem Nachhauseweg in Drumcondra zwei junge Halbstarke gesehen hatte, die einen anderen verprügelten. Ich zog also kurzerhand um, und



in der neuen Wohnung fühlte ich mich auch gleich viel wohler. Das „kleine Abstellzimmer“ war immerhin doppelt so groß wie mein altes bei dem „Rassisten“, vor allem aber waren die Mitbewohner viel angenehmer. Gleich am ersten Abend wurde ich auch schon auf eine Party mitgeschleppt, auf der ich von vielen gleich aufgenommen wurde, als ob ich schon immer dabei gewesen wäre. Irgendwann fingen zwar alle an, Joints zu rauchen, aber solange sie nett blieben und man nicht mitrauchen musste, sollte mir das egal sein. Immerhin hatte ich so den Rotwein für mich alleine.

Ich begann also endlich, mich richtig wohl zu fühlen, und auch bei der Arbeit hatte ich weiterhin eine Menge Spaß. Wir rochen gemeinsam an Duft- und Klebestiften und duellierten uns im Armdrücken. Ganz besonders gerne arbeitete ich mit den vielen ausländischen Kunden, die meist zum Englischlernen in die Bücherei kamen – was oft auch dringend nötig war. Eines Tages kam ein junger Herr an den Schalter und sagte: „Hi! I'd like to enjoy the library.“ Woraufhin ich kichernd antwortete: „Great, but at first you have to *join* the library!“ Solche Situationen erheiterten mich immer, und sowieso war ich zu der Überzeugung gelangt, dass es sich in Dublin doch ganz gut leben lässt, wenn man erst mal die richtigen Leute kennt.

Eines Abends nahm ich mir vor, einen Poetry-Slam zu besuchen, da das auch in Deutschland ein großes Hobby von mir ist. Für diejenigen, die nicht wissen, was das ist: Ein Poetry-Slam ist eine Literaturveranstaltung, bei der jeder auf die Bühne gehen und selbstverfasste Texte vortragen kann, in welcher Form auch immer. Eine Jury aus dem Publikum vergibt nach dem jeweiligen Auftritt Punkte, sodass man am Ende des Abends Sieger und Verlierer hat. Ich suchte also im Internet nach solchen Veranstaltungen und fand auch einige. Ich entschied mich für einen Slam, der in einer sehr zentral gelegenen Bar stattfinden sollte. „Sollte“ ist leider auch das richtige Stichwort, denn ich kannte zwar die Straße, fand sie auch, aber die Bar selbst auch nach einigem Hin- und Hergehen und -suchen nicht. Irgendwann fing ich an, Passanten an-

zusprechen, und es wurde immer interessanter. Die eine Hälfte der Leute hatte noch nie etwas von der Bar gehört, die andere wusste „ganz sicher“, dass sie hier oder dort sein musste. Leider lagen all diese Ziele weit auseinander und stellten sich letztlich als Hirngespinnste heraus. Der Höhepunkt meiner Suche bestand darin, dass der Türsteher eines Kasinos, den ich ebenfalls gefragt hatte, mit mir durch die ganze Spielhölle ging und alle Mitarbeiter und Spieler fragte, ob sie denn zufällig wüssten, wo sich diese Bar befände. Die Mitarbeiter hatten alle „ganz sicher“ auch schon davon gehört, aber wo die nun sei, nein, da könnten sie nicht helfen. Von den Spielern kam eigentlich gar nichts zurück, außer Blicke, die besagten, dass sie nicht weiter beim Geldverpassen gestört werden wollten. Trotzdem war ich sehr beeindruckt von der Hilfsbereitschaft des Türstehers. Im Endeffekt fuhr ich also etwas frustriert wieder nach Hause und kam mit meinem Mitbewohner zu der Übereinkunft, dass es diese Bar wohl nicht mehr gebe. Leider stand auf der Internetseite, die ich dazu gefunden hatte, auch kein Datum, an dem man sich orientieren konnte. Aber immerhin hatte ich nun einmal ein Kasino von innen gesehen, und das hat ja auch schon einen gewissen kulturellen Wert.

Nach einer im Nachhinein scheinbar viel zu kurzen Zeit stand dann plötzlich mein letzter Arbeitstag vor der Tür – was sehr traurig war, denn an einige meiner verrückten Kollegen hatte ich mich schon sehr gewöhnt. Aber einige Tage blieben mir noch bis zur Rückreise. An einem davon wachte ich überraschenderweise sehr früh morgens auf und entschied mich spontan dazu, vor meiner Abreise noch einen Abstecher nach Belfast zu machen. Dabei war es wohl ein Fehler, von einer Touri-Bustour durch die Stadt abzusehen, denn ich hatte mir gedacht, dass ich die Stadt ja auch zu Fuß erkunden könnte. Diese Entscheidung erwies sich jedoch als nicht sehr clever. Ich erwartete eine aufregende, von Murals (Wandgemälden) geprägte Stadt. Doch sie kam mir eher vor wie ein todlangweiliges Kaff. Belfast erweckte bei mir den Eindruck, als ob man zwar versuche,



modern zu sein, dies aber bisher nicht wirklich geschafft hat. Auch Wandgemälde bekam ich keine zu Gesicht, da diese nicht so einfach zu finden sind, wie ich vorher dachte. Dafür tat ich mir ungefähr zwei Minuten lang im strömenden Regen „The Strongest Man 2008“, die Ausscheidungen zum stärksten Menschen des Vereinigten Königreichs an. Mein Interesse daran hielt sich aber stark in Grenzen, und so setzte ich mich schon nach wenigen Stunden wieder in den Bus zurück nach Dublin.

Einen Tag später besuchte ich ein Kulturfestival in Dún Laoghaire, das mir schon viel besser gefiel. Für Belustigung dort sorgte unter anderem eine der deutschen Fressbuden, bei dem als einziges Gericht „Irish Beef“ angeboten wurde. Am selben Abend ging ich endlich zu dem Konzert, zu dem mich Caroline eingeladen hatte. Da sie es ja organisierte, war sie leider auch fast die ganze Zeit beschäftigt, und ich fürchtete schon, das wird eher ein Abend allein mit meinem Bier. Zum Glück aber sind die Iren ja sehr kontaktfreudig, und schon nach kurzer Zeit war ich im Gespräch mit zwei Typen, die mir merkwürdige irische Trinksprüche beibrachten. Nach viel Bier, Musik und Reden wurde ich nach dem Konzert von Caroline in den Backstagebereich eingeladen, wo es noch mehr Bier gab – umsonst versteht sich, wie sich das gehört. Dort lernte ich auch die englische Band Amusement Parks On Fire kennen, von denen ich die ganze Zeit gedacht hatte, sie seien mehr oder weniger eine Straßenband, jedenfalls nicht sehr bekannt. Ich fragte auch des Öfteren mal, schon



mit leicht schwerer Zunge: „Wie heißt ihr noch? Amusement was? Ach, kann ich mir eh nicht merken ...“ Oder auch, was sie denn sonst noch machen, denn von Musik könne man ja wohl nicht leben. Irgendwie kamen aber immer nur irritierte Blicke zurück und Aussagen wie „Doch, doch, davon können wir leben ...“ Peinlich war mir das Ganze dann eigentlich erst im Nachhinein, als ich später in Deutschland meine beste Freundin fragte, ob sie zufällig eine Band dieses Namens kennen würde, und sie meinte: Klar, die seien auch ganz gut.

An meinem letzten Tag kurierte ich, so gut es ging, meinen Kater aus und packte meine Sachen, denn die letzte Nacht wollte ich im „Horror-Hostel“ verbringen (im Abraham House, über das ich ja 2006 ausführlich berichtet hatte). Zum einen, da ich am nächsten Morgen sehr früh mit dem ersten Bus zum Flughafen fahren musste, zum anderen, um zu testen, ob es sich inzwischen – zweieinhalb Jahre später – verändert hatte. Ich rechnete auch fest damit, dass Extremgammel und Dreck sich eher vermehrt hätten, doch als ich dort ankam, konnte ich es kaum glauben. Das Personal war freundlich, das Hostel komplett renoviert! Ich war im gleichen Zimmer untergebracht wie damals und wusste genau, wo ich zu suchen hatte. Doch alles war frisch gestrichen, auch in der Dusche tropfte einem der Schimmel nicht mehr von der Decke auf die Schultern, stattdessen fand ich eine neue Lüftungsanlage vor. Und auch das Bettzeug war nicht mehr benutzt und schmutzig,



sondern frisch und sauber. Das hätte ich wirklich nicht erwartet!

Im Hostel lernte ich eine Finnin kennen, die ebenfalls alleine unterwegs war und gleichzeitig mit mir dort eintraf. Nachdem wir feststellten, dass wir in ihrem Heimatort teilweise dieselben Menschen und Kneipen kannten, entschieden wir spontan, noch auf ein bis fünf Bier in einen Pub zu gehen. Am Ende der Nacht, um vier Uhr morgens, bin ich dann immerhin noch für eine Weile eingekickt, bevor ich mich auf den Weg zurück nach Deutschland machte. Im Bus wurde ich fast sentimental, als ich das letzte Mal durch das morgendlich-friedliche Dublin fuhr. Die Zeit war am Ende viel zu schnell vergangen, und nach anfänglichen Schwierigkeiten hatte ich mich doch wesentlich besser eingelebt, als ich im Vorfeld gedacht hatte. Nun bin ich sehr froh, all diese verrückten Menschen kennengelernt zu haben, und für mich steht fest: Ich muss zurückkommen in die „dreckige Stadt“, nach *dirty Dublin!*

Text und Fotos: Melina Rathjen

